

Nr. 30. Bromberg, den 8. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**

(1. Fortsetzung.) ———

Willfeld dirigierte das Flugzeug aus dem Schuppen. Ein verschlafener Zollbeamter schnüffelte in der Kabine herum und grüßte mit leichter Verbeugung den deutschen Piloten und die schöne Dame.

Der Motor arbeitete mit leisem Beben. Willfeld half Gisa Gisbert in die Kabine.

„Hüllen Sie sich fest in Decken, gnädige Frau, es wird eine sehr kalte Reise werden."

Dann schloß er die Tür und stieg in den Führersitz. Im Lichte der Scheinwerfer sah sie seine Silhouette durch das Fenster am Führersitz. Der Propeller surrte auf, der Leib des Riesenvogels erzitterte. Dann sprang er vorwärts, lief, schwebte und hob sich empor. Plötzlich erlosch das Licht, unter ihnen lag abgrundtief die Nacht. Da löste sich der entsetzliche Druck von ihr, sie lehnte ihren Kopf in die Kissen und weinte. — — —

Plötzlich hatte Gisa Gisbert das Gefühl, als wenn sie in einen Abgrund sänke. Sie fuhr aus ihren Kissen auf. Entsetzen packte sie. Das Geräusch des Motors erstickte ihren Aufschrei. Allmählich fand sie sich zurecht. Sie hatte geschlafen, fest geschlafen. Sie wußte nicht wie lange.

Das Flugzeug wurde hin und her geworfen, sank und stieg, wie ein Schiff auf hoher See. Gisa Gisbert suchte mit äußerstem Willen die Übelkeit zu überwinden. Dazu schnitt ihr eine eisige Kälte in die Haut. Sie zog die Decken fester um sich zusammen. Die steifen Glieder schmerzten. Gisa Gisbert richtete sich wieder auf und wischte die Eiskristalle von dem Fenster. Sie sah eine Wand zwischen zerfetzten Wolken und unter sich eine tief verschneite Gebirgslandschaft — die Alpen. Aber nur für einen Augenblick konnte sie das Bild erkennen, dann tauchte das Flugzeug wieder in das eintönige Wolkengrau.

Vom Führersitz schimmerte nur das bläuliche matte Licht der Schalttafel. In undeutlicher Linie erkannte Gisa Gisbert den Schattenriß des Piloten.

Ihre Gedanken flogen zurück in die Zeit, in der sie Dr. Willfeld kennen gelernt hatte. Tante Christine, Freifrau von Benkendorf, wie sie sich selbst gern nannte, hatte sie, die arme Waise, zu sich genommen. Gisa dachte nicht gern daran. Die Inflation hatte die kleinen Vermögen verzehrt, sie gehörten zu den verschämten Armen, die von Unterstützungen lebten. Die Tante und ihre gleichgesinnte Freundin, eine Standesgenossin, hielten es eines Tages für angebracht, daß ein junges Mädchen sich bei fremden Leuten umsehen müßte. Sie hatten auch einige Haustochterstellen in adligen Familien aus dem Adelsblatt herausgesucht.

Nach mancher lästigen Schreiberei kam sie endlich in das Haus des Kommerzienrates Willfeld, der zwar einen bürgerlichen Namen trug, aber doch eine Geborene von Beskow zur Frau hatte. Deutlich sah Gisa die weiße, schöne Villa inmitten des gut gepflegten Parkes vor sich — prunkvolle und mit sehr gutem Geschmack eingerichtete Räume.

Statt der weißhaarigen Kommerzienrätin, wie sie es erwartet hatte, kam ihr eine schöne, junge, elegante Frau entgegen, kaum zehn Jahre älter als sie selbst, und reichte ihr lächelnd die Hand. Später kam auch der Kommerzienrat, er hätte der Vater der Frau sein können. Er war gesprächig und zu Scherzen geneigt. In seinen freundlichen blauen Augen spiegelte sich sein sonniges, harmloses Wesen.

Gisas kühnste Träume gingen in Erfüllung. Sie lebte in dem schloßartigen Hause fast wie eine Schwester der jungen Frau. Sie musizierte mit ihr, spielte Tennis mit ihr, fuhr mit dem Auto mit ihr aus und wurde mit in Gesellschaften und ins Theater genommen. Die Launen der Frau Willfeld hinterließen bei ihrer frischen Jungmädchenhaftigkeit keinen großen Eindruck, und die kleinen Pflichten, die sie zu erfüllen hatte, waren ihr eine Spielerei. Den Neffen des Kommerzienrates und Mitinhaber der Maschinenfabrik hatte sie in dem Hause kaum einmal zu Gesicht bekommen. Er besuchte keine Gesellschaften und wurde von Frau Gerda mit kurzen Worten als Sonderling abgetan.

An den Heiligen Abend erinnerte sich Gisa ganz lebhaft. Da war Arno Willfeld in der Villa zu Gast. Sie feierten im kleinsten Kreise. Der ernste, wortkarge Neffe ließ keine Stimmung aufkommen. DerOnkel hänselte ihn und fragte, ob er sich vor den schönen Frauen am Tische fürchtete.

„Sie sollen keine schlechte Meinung von ihm haben, Gisela. Er war im Kriege Kampfflieger und hat den „Pour le Merite"."

Sie sah ihn plötzlich mit ganz anderen Augen an, staunend, ehrfurchtsvoll. Sie bat ihn, vom Krieg zu erzählen, aber er wehrte lächelnd ab. Frau Gerda, die so gern mit jungen Herren plauderte und flirtete, saß steif und befangen da. Es schien Gisa, als stände eine unsichtbare Mauer zwischen ihr und Arno Willfeld.

Die beiden Herren rauchten nach dem Essen im Rauchzimmer ihre Zigarren und redeten von Geschäften.

Frau Gerda zog Gisela mit sich in den Salon, um ihr die Weihnachtsgeschenke zu zeigen.

Gisa hatte vielleicht eine spöttische Bemerkung über den Neffen erwartet, wie es Frau Gerda ja oft liebte, Schwächen ihrer Gäste mit beißendem Spott zu geißeln. Aber an Arno Willfeld ging sie vorüber. Der Neffe verabschiedete sich bald.

„Weiß der Himmel", sagte der Kommerzienrat, „der Junge wird nach und nach ein vollkommener Sonderling."

*

Das Flugzeug kämpfte gegen den Wind. Fröstelnd zog Gisa Gisbert die Decken noch mehr über sich. Regungslos erschien ihr der Schatten des Piloten.

Gisa Gisberts Gedanken hingen noch an der weißen Villa. Noch eine andere Begegnung mit Arno Willfeld haftete in ihrer Erinnerung. Unerwartet war der Kommerzienrat einem Schlaganfall erlegen. Im Hause war Stille geworden nach dem prunkhaften Begräbnis. Die Flut der Kondolenzbesuche hatte abgeebbt. Eines Morgens führte der Diener Arno Willfeld in das Wohnzimmer. Gisa saß

lesend am Fenster. Er begrüßte sie förmlich und wünschte die Frau Kommerzienrat zu sprechen.

„Sie müssen sich ein wenig gedulden. Ich will nachsehen, ob Sie Frau Kommerzienrat schon empfangen kann."

„Bitte, sagen Sie der Frau Kommerzienrat, daß ich beschäftigt bin."

Seine unfreundliche Art verletzte sie. Sie kam zurück und meldete ihm, daß ihn Frau Kommerzienrat in einer Viertelstunde empfangen würde. Er nickte nur. Ohne weiter auf sie zu achten, trat er auf die Veranda hinaus und brannte sich eine Zigarette an. Gisa war sehr gekränkt. Er behandelte sie wie ein Dienstmädchen. Sie ging aus dem Zimmer in den Garten hinunter und suchte mit ihrem Buch ein schattiges Plätzchen auf.

Als sie nach etwa einer Stunde wieder in das Haus gehen wollte, sah sie Dr. Willfeld mit einem finsteren Gesicht in sein Auto steigen. Gisa traf Frau Gerda in Tränen.

„Liebe Frau Kommerzienrat", rief sie erschrocken.

„Du bist überflüssig, Gisela", sagte sie weinend. „Eine Gesellschafterin ist ein Luxus. Du mußt gehen, Gisela. Der Herr Doktor findet, daß ich ein kostspieliges Leben führe. Der Johann wird auch entlassen, die Mädchen auch. Das Haus und das Auto werden verkauft. Ich werde eine kleine Etagenwohnung nehmen mit einer Aufwartung."

„Um Gottes Willen, das kann ja nicht möglich sein!"

Frau Gerda lachte schrill. „Du mußt dir eine andere Stelle suchen, hörst du! Der Haushalt wird aufgelöst!"

Stumm saßen die beiden Frauen bei Tisch und rührten die Speisen kaum an. Dann schloß sich Frau Gerda in ihr Zimmer.

Gisa wollte ihre verweinten Augen nicht der Dienerschaft zeigen, das Verlangen, allein zu sein, packte sie, sie wollte sich müde laufen. Die drückende Schwüle des Tages hielt sie nicht zurück. Sie sah die drohenden Gewitterwolken. Sie ging noch einmal zurück und holte ihren Regenmantel. Sie lief durch die Felder den waldigen Hügeln zu und redete sich in bitteren Groll gegen den finsteren Neffen, den Dr. Arno Willfeld. Mit leisem Grauen dachte sie an die alte Tante und und ihre dürftige Stiftswohnung. Als sie im Wald war, kam das Gewitter auf. Sie lief und erreichte auch noch zur rechten Zeit das kleine Schutzhüttchen auf der schönen Aussicht.

Das Wetter tobte um sie herum, sie aber hockte auf der schlechten Holzbank im Trockenen. Der Donner verhallte nach und nach. Graue Gewitterwolken hingen aber um die Berge und der Regen trommelte unaufhaltsam auf das Holzdach. Gisa saß stundenlang in der schmutzigen Hütte und haderte mit dem Leben. Schließlich sprang sie auf, sie trotzte dem Regen, der etwas nachgelassen hatte, und lief den Fußweg entlang, der zur Landstraße führte. Das Hupen eines Autos schreckte sie auf. Sie sah den Wagen um die Kehre biegen und sprang zur Seite, glitt auf dem glitschigen Boden aus und stürzte. Sie hörte das Quietschen der Bremsen. Hart am Wegrande stand der Wagen. Ein Mann sprang heraus. Sie richtete sich auf und starrte den Mann entsetzt an. Es war Dr. Willfeld.

„Gnädiges Fräulein? Sie?"

Sie sprang ohne seine Hilfe auf.

„Hoffentlich ist Ihr Sturz gut abgelaufen. Ich bin unachtsam gewesen, habe die Kurve zu kurz genommen."

„Nein, nein!" wehrte sie ab. „Ich bin selbst daran schuld."

Unglücklich sah sie auf die beschmutzten Hände und den Mantel. Sie hätte laut aufheulen mögen.

Dr. Willfeld lächelte. „Das Auto ist heil geblieben. Kommen Sie, Fräulein von Benkendorf."

„Nein", wehrte sie trotzig.

Er faßte sie am Arm und zog sie in den Wagen Sie widerstrebte nicht mehr und nahm neben ihrem Feinde Platz. Langsam glitt der Wagen die Waldstraße hinunter. Nach einigen Minuten hielt der Wagen vor dem Waldschlößchen, einem bekannten Ausflugsort.

„Hier können wir uns erst ein wenig zurecht machen, ehe ich Sie daheim abliefere."

Er sprang aus dem Wagen und öffnete die Tür an ihrer Seite.

„Bitte!"

Sie gehorchte wie ein verschüchtertes Kind. Dr. Willfeld rief eins der Mädchen, die die Gäste bedienten, und bat sie, sich der jungen Dame anzunehmen.

„Ich erwarte Sie zu einer Tasse Kaffee, gnädiges Fräulein."

Gisa wusch sich und brachte die feuchten, wirren Haare in Ordnung, während das Mädchen versuchte, den Mantel zu reinigen. Das Kleid hatte glücklicherweise nur wenig abbekommen und war sauber geblieben.

Das Herz klopfte Gisela, als sie in das Gastzimmer trat. Sie fand Dr. Willfeld in der Veranda vor einer Tasse Kaffee eine Zigarette rauchend. Er stand auf, als er sie sah, und lud sie durch eine Handbewegung zum Sitzen ein. Ein Mädchen brachte ihr Kaffee und einige Pfannkuchen, die Spezialität des Waldschlößchens. Gisa trank und aß — aß den Teller leer mit dem gesunden Hunger eines jungen Menschen, der nicht richtig zu Mittag gegessen hatte. Sie blickte Dr. Willfeld an und sah in seinem Gesicht das leise Lächeln, und sie fühlte, wie ihr das Blut in das Gesicht schoß. Er machte sich anscheinend über sie lustig. Der Groll gegen den Mann packte sie, trotzig warf sie den Kopf zurück.

„Herr Doktor, da der Zufall mich mit Ihnen zusammengeführt hat, so wäre ich Ihnen für die Beantwortung einer Frage dankbar."

„Bitte!"

„Weshalb wollen Sie der Frau Kommerzienrat die Villa und das Auto vorenthalten?"

Schon bereute sie die Frage. Das Gesicht des Mannes erstarrte zu Stein und unter seinem Blick schlug sie die Augen nieder.

„Hat Ihnen die Frau Kommerzienrat das gesagt?" Ein Drohen bebte in seiner Stimme.

„Ja! Sie hat mir und der Dienerschaft gekündigt."

Langsam steckte sich Dr. Willfeld eine neue Zigarette an.

„Kennen Sie das Testament meines Onkels?" fragte er.

„Ich weiß nicht, — nein — ich glaubte —" sie war ganz verlegen.

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß die Frau meines Onkels die ganzen Liegenschaften geerbt hat, und daß sie Mitinhaberin der Fabrik geworden ist. Ich habe das Testament nicht angefochten. Sie ist also Besitzerin der Villa und des Geschäftsanteiles."

„Ich verstehe nicht, —"

„Warum ich ihr trotzdem geraten habe, das Haus zu verkaufen und ihren Haushalt in dieser Form aufzulösen?" Die Stimme Willfelds klang heiser. „Ich will es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein. Der Geschäftsanteil der Frau Kommerzienrat ist eine Niete. Die Maschinenfabrik Gebrüder Willfeld ist so gut wie bankrott. Wenn durch einen den Umständen nach günstigen Verkauf der Fabrik einige Tausende gewonnen werden, so genügt das nicht, um einen Haushalt wie den meines verstorbenen Onkels zu bestreiten. Die Frau Kommerzienrat wird daher in bescheideneren Verhältnissen durch den Verkauf der Liegenschaften immer noch als leidlich wohlhabend gelten können."

Gisela ließ den Kopf hängen. Sie schämte sich vor dem Manne.

„Der jungen Generation wird oft zum Vorwurf gemacht, daß sie das Erbe der Väter nicht halten könnte. Glauben Sie mir, Fräulein von Benkendorf, der Krieg war für Deutschland schon lange verloren, ehe er begonnen hatte. In unseren Vätern steckte ein zu großes Parvenütum. Doch Sie sind noch zu jung, um das verstehen zu können", unterbrach Dr. Willfeld seine Grübeleien.

„Verzeihen Sie mir meine unbedachte Frage, Herr Doktor", sagte Gisela leise. „Ich war nur so traurig, daß ich hier fort sollte."

„Sie hatten doch wohl nicht die Absicht, die Stelle als Gesellschafterin oder Haustochter bei der Frau meines Onkels als lebenslängliche Versorgung anzusehen?"

Der Spott traf sie wie ein Peitschenhieb. Trotzig warf sie den Kopf zurück: „Ich werde einen Beruf ergreifen."

„Wenn Ihnen nicht ausreichende Mittel zur Verfügung stehen, Ihr Leben nach Ihrem Belieben zu gestalten, werden Sie das wohl tun müssen."

„Ich will Schauspielerin werden", sagte sie überzeugt.

Dr. Willfeld lachte. „Da haben Sie hohe Pläne . . ."

„Ich glaube, ich habe Talent dazu." Sie war selbstbewußt wie alle jungen Menschen von neunzehn Jahren.

Dr. Willfeld spielte schweigend mit seinem Zigarettenetui.

„Wenn es Ihnen recht wäre, könnte ich Ihnen da vielleicht etwas behilflich sein. Ein guter alter Kriegskamerad von mir ist Regisseur am Berliner Schauspielhaus."

„Oh, Herr Doktor, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir helfen könnten", rief sie begeistert.

„Helfen? Hm. — Kaum, aber ich könnte dem Herrn schreiben und ihn bitten, Sie irgendwie unterzubringen. Meine Bitte wird er mir wohl nicht abschlagen Das andere läge dann bei Ihnen."

Sie jubelte auf wie ein Kind, das ein Geschenk erhalten hat.

Dr. Willfeld mahnte zum Aufbruch.

„Es wird Zeit, daß wir fahren. Man wird Sie in der Villa vermissen."

Gisa Gisbert erinnerte sich ganz genau der kurzen Fahrt durch den regensatten Spätnachmittag neben dem Mann im Auto. Er küßte ihre Hand, als sie an der Villa ausstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Petermann geht auf den Leim.

Tierskizze von Max Geißler.

Der Kater Fritz und der Dackel Petermann — so hieß er wohl der Kürze halber — waren zwar Gutsnachbarn, aber, wie das bei Nachbarn manchmal vorkommen soll, nicht die besten Freunde. Das lag mehr an Petermann als an dem Kater, denn wenn der Hund nicht besonders guter Laune war und Fritz sinnierend durch des Dackels Anwesen strich, dann gebärdete sich der krummbeinige Köter schlechthin hasenwild, fuhr hinter dem Kater drein, daß die Fährte rauchte, und läutete Sturm. Vor einem Jahre, als Fritz noch gar nichts von der Verworfenheit der Welt wußte, war es dem Petermann gelungen, ihn im Rücken zu fassen und durchzuschütteln, daß die Rippen knackten. Seit jenem unseligen Tage hatte sich die Begabung des weißgelben Katers entsprechend entwickelt; und selbst wenn der Dackel aus einem Hinterhalte hervorbrach, schnellte sich Fritz außer Reichweite und flog einmal sogar auf den oberen Rand des offenen Scheunentors. Petermann äugte ihm verblüfft nach.

Und dennoch: das Verhältnis zwischen Hund und Katze war nicht das schlechteste; nur besaß Petermann nicht die verläßliche Ausgeglichenheit des Charakters, deren sich der Kater rühmen durfte. So konnte es geschehen, daß sie ein Stück Wegs miteinander gingen.

Einmal — es war ein klarer Reifmorgen im Vorwinter — saß Petermann vergrämt am Ufer des kleinen Teiches, an dem sich in der Weidezeit das Vieh des Bauern tränkte. Heute lag zum erstenmal eine dünne Eishaut auf dem stillen Wasser. Der Dackel hatte daheim eine Tracht Prügel bekommen, und der Kater sah, wie der Hund zitterte; kein Wunder bei der herbstlichen Kühle! Da kam Fritz ein Einfall; der war zwar nicht ganz einwandfrei, aber schließlich: Hatte der Kater mit diesem Schlappohr nicht etliche Hühnchen zu rupfen? Wie ihn der Dackel damals im Kreuze gepackt hatte, mußte Fritz drei Tage liegen, bah! Er forderte Petermann also auf, mit ihm den Hang empor zu steigen. Droben lag eine Haferstoppel und auf dieser Stoppel die unterirdische Wohnung irgend eines „Tiefbauunternehmers". Fritz führte seinen Freund Petermann vor den Eingang.

Dem Dackel wurden gleich alle Sinne steil. „Was ist denn das?"

Gespannt beobachtete ihn der Kater. Wie sich die Behänge des Hundes halb aufrichteten! Wie seine Nase arbeitete, als gälte es, eine großartige Entdeckung zu machen! Wie er sich näherzog an der Witterung, wie an einer Leine, die unfehlbar zum Ziele leitet!

Und weil Tiere beschämend viel denken, mehr und gründlicher, als die Menschen das gemeinhin annehmen, und weil sie sich auch verständigen in einer Weise, die für die Menschen nun einmal unerforschlich ist, benachrichtigte Fritz den jagdwütigen Dackel, daß es sich um einen Karnickelbau handelte.

Falsch war das nicht. Karnickel hatten diese Anlage einmal geschaffen. Aber niederträchtig war es doch. Fritz wußte nämlich, daß heute nicht eine Familie biederer Löffelleute darin wohnte, sondern ein hartgesottener Einsiedler: der Hamster. Seit die Kaninchen ausgezogen waren, hatte dieser den Bau für seinen Bedarf geändert, vor allem das Fallrohr verengert.

Petermann, wenn er nicht so gierig gewesen wäre und nicht so hasenwild, hätte die Veränderung merken müssen. Aber er war gleich von ungeheurer Betriebsamkeit, so, als nähme er es mit Reineken und selbst mit Grimbart auf, falls sie darin steckten.

In den Fuchsbau fuhr er seit einem Jahre nur „elektrisch"; das will sagen: Der Bauer vom Hofe hängte ihm eine Taschenlampe an und sicherte den Knopf, daß sie nicht verlöschen konnte. Die Wirkung, die man im Fuchsbau damit erzielt hatte, war großartig. Das rote Gesindel meinte nicht anders als: Jetzt ist die Sonne vom Himmel gefallen! Es war ein Hauptspaß.

Plötzlich hielt Petermann in seiner Wühlarbeit inne. Es war von ihm nur noch das Hinterteil mit der Rute zu sehen, und die hielt er wie einen gespannten Bogen. Er hielt inne, denn er hatte eine seltsame Witterung. Karnickel waren das nicht. „Nun, das werden wir gleich haben!"

Auf einmal verfiel der Hund in ein jammervolles Geheul. Der Hamster war an ihm, verbiß sich in seinen Drosselknopf und schimpfte. Auf der ganzen Welt bringt das keiner so gröblich und verwahrlost fertig wie ein Hamster.

Petermann fuhr aus der Röhre. Dabei streifte er unter wütendem Schmerz den gelben Nager zwar ab, aber der schnellte um ihn herum, als sei er aus Gummi, und bei jedem Sprunge versetzte er dem Einbrecher einen scharfen Biß.

Es half nichts; Petermann mußte sich in Sicherheit bringen, und zwar schleunigst. Er kugelte sich also den Hang hinab, in den Teich. Anders konnte er sich nicht retten, denn der wütende Hamster folgte ihm, aber im Teich, buh, mußte der elend ersaufen! Ach, das fiel ihm ja gar nicht ein! Der Hamster schwamm wie eine Wasserratte, dann stieg er an Land und plusterte sich, als hätte er ein Erfrischungsbad genommen. Schimpfend strich er den Hang empor.

An der anderen Teichseite kroch Petermann ans Land, mit einem Dutzend Bißwunden, die nicht nur ordentlich schweißten, sondern auch fürchterlich brannten.

Fritz, der Kater, war inzwischen herbeigekommen. Durch ein paar Anrufe machte er sich bemerkbar. Aber Petermann schaute sich nicht nach ihm um. Ärgerlich knodderte er vor sich hin und drückte sich heim. Er mußte sich in Pflege begeben und nahm sich vor, acht Tage keinen Schritt aus dem Hofe zu tun.

„Gute Besserung!" Der Kater betrachtete ihn und stellte den Schwanz hoch. Von seinem Standpunkt aus hatte er alle Veranlassung, mit dem Gange der Dinge zufrieden zu sein.

Pechdraht versagt.

Eine heitere Erinnerung von Lothar P. Manhold.

Als Danzig nach dem unglücklichen Krieg von 1806 unter dem Regiment des französischen Generals Rapp stand, ereignete sich hier eine groteske Geschichte, die wohl wert ist, erzählt zu werden.

Der General Rapp hatte da einen Sekretär, einen Lümmel von achtundzwanzig Jahren, der Narziß Ligneul, zu deutsch Pechdraht, hieß. Dieser junge Mann war alles andere als Gottes Ebenbild, er hatte ein sommersprossiges Käsgesicht und grünliche Nixenaugen. Um sich nun ein bedeutendes Aussehen zu geben, trug er einen mächtigen Backenbart, dessen Spitzen die Schultern berührten, und eine fuchsige Tolle, deren Scheitel von der Stirn bis zum Halswirbel lief. Nicht genug damit, ahmte die überspannte

Kreatur noch die Mode des berühmten Beau Brummels nach. Er trug zumeist schottisch karierte Steghosen, einen zimmetfarbenen enganliegenden Frack, hohen grauen Zylinder, lang eingewickelten Hals wie die Frauen gewisser Kaffernstämme, und schließlich hielt er sich an jeder Hand einen langen Fingernagel zum Zeichen seiner Vornehmheit. Nun denke man sich diesen Affen durch die Straßen Danzigs fahrend, man stelle ihn sich in den Billardzimmern der vornehmen Kaufleute vor, wo er mit seinem pöbelhaften Benehmen die guten Leute in helle Verzweiflung brachte. Die Frauen waren seine Leidenschaft; in der schamlosesten Weise machte er ihnen den Hof. Und oftmals gab es seinetwegen Tränen im Salon. Aber es war niemand da, der den Burschen hinauszuwerfen wagte, denn unsichtbar hinter ihm standen ja die Soldaten des Generals Rapp, die eine dem „Bürger" Narziß zugefügte Beleidigung an der ganzen Bevölkerung gerächt hätten.

Nun hatte sich der Monsieur Pechdraht an eine junge Patrizierin herangemacht; die junge Frau war eine Gebürtige von dem Blocke und die Letzte eines alten Geschlechts. Mit ihrem Vornamen hieß sie Olympia. Um sie schwänzelte Narziß herum, obwohl er immer wieder fortgejagt wurde. Schließlich erdreistete er sich in Gegenwart des Gatten, Olympia die Hände zu streicheln. Die junge Frau wurde blaß vor Scham und Wut, und augenblicklich schwur sie sich, diesen Schimpf zu rächen.

Und folgendes geschah: Narziß hatte den Mann Olympias in die Kommandantur beordern lassen und ging nun die Angebetete besuchen. Es war ein dunkler Abend. Wie sich Monsieur Pechdraht dem Hause näherte, wurde er unversehens an seinem Backenbart gepackt, niedergebogen, und eine große Hand legte sich wie ein Deckel auf seinen Mund. Dann fühlte er ein Schermesser auf seinem Lockenkopf. Erbarmungslos wurde die gebrannte Pracht heruntergefetzt. Er stieß mit dem Fuß wie ein Pferd hinter sich, er traf niemand, bekam aber zum Lohn einen Faustschlag gegen die Rippen, daß ihm rot und rosa wurde. Halb betäubt merkte er, daß ihm aus den Hosen hinten ein Stück bis auf die Haut herausgeschnitten wurde; gleich darauf fiel auch der stolze Bart der Schere zum Opfer, und man gab ihn frei.

Jetzt erhob Narziß ein Geschrei. Zwei Bediente stürzten aus Olympias Haus; sie jagten die Täter in die Flucht und schleppten Narziß vor die Herrin. Die schlug die Hände zusammen als sie den entstellten Dandy erblickte. „Himmel", rief sie aus, „was hat man Ihnen angetan!" Narziß wimmerte, er betastete mit der Linken das stopplige Kinn und mit der Rechten fühlte er hinten an den Hosen, wo die Luft kühl durch das ausgeschnittene Loch hineinstrich. Er sah sich im Spiegel, der über Olympias Kopf hing, das Blut wich ihm aus dem Gehirn, und schwach sank er in einen Sessel. „Marie, Marie!" rief die kleine Frau. „Schnell einen Korn, Herrn Sekretär wirds schlecht." Marie, die schon während der ganzen Zeit mit dem Tablett hinter der Tür gewartet hatte, trampelte fröhlich herein, und Monsieur bekam einen Schnaps zur Stärkung, einen zweiten auf den Schreck, einen dritten zum Trost und so weiter, bis er mit einem Male einschlief.

Am nächsten Morgen in der leuchtenden Frühe, als der General mit seinem Adjutanten und zwei Husaren den gewohnten Morgenritt machte, sah er auf dem langen Markt schon von weitem eine Menge Menschen am Brunnen Neptuns. Er schickte einen Reiter vor; der sah nun vom Gaul hinter dem umlaufenden Brunnengitter den Sekretär seines Generals schlafend liegen. Oben am Dreispitz Neptuns bammelte ein riesiges Büschel roter Haare. Mit einem Fluch sprang der Husar ab und stieß den Schläfer durch das Gitter mit der Säbelscheide in die Seiten. Der schlafende Sekretär stieß einen Brüllton aus, bewegte alle Viere und sprang plötzlich wie gebissen auf. Da sah er seinen General hoch zu Roß über den Köpfen der gaffenden Leute; schnell wandte er sich um und lief hinter den Brunnen. Das Volk schrie vor Entzücken, denn von hinten sah der Sekretär wie ein Schimpanse aus. Rapp aber schüttelte sich, gab dem Gaul die Sporen und preschte davon. Die Husaren blieben zurück, halfen dem Schreiber über das Gitter und führten ihn weg.

Das war das letzte, was die Danziger von Monsieur Narziß Ligneul, d. i. zu deutsch Pechdraht, sahen. Denn nach dieser Geschichte verschwand er von der Bildfläche und ward nie mehr gesehen.



Der Amtsschimmel triumphiert.

Ein rumänisches Gesetz schreibt vor, daß alle Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren die Fortbildungsschule besuchen müssen. Der Amtmann einer kleinen Ortschaft im Komitat Csik wachte gewissenhaft über die Durchführung dieser Verordnung. Er entdeckte, daß die 17jährige Veronika Balint ihrer Pflicht nicht nachkam, und forderte sie auf, die Fortbildungsschule zu besuchen, da sonst sie und ihre Eltern bestraft würden. Veronika setzte sich darauf hin und schrieb einen schönen langen Brief, in dem sie dem Amtmann auseinandersetzte, daß sie bereits ein Kind habe und sich in kurzer Zeit verheiraten werde, also wohl nicht mehr als schulpflichtig anzusprechen sei. Es folgte aber eine zweite Aufforderung, die in schärferem Ton gehalten war. Veronikas Eltern sorgten nun dafür, daß die Trauung des jungen Paares sofort stattfand. Aber auch das konnte den Amtmann nicht von der Erfüllung seiner „Pflicht" abhalten. Zum letzten Mal machte er die junge Frau auf die Folgen ihres Weigerung aufmerksam. Gesetz ist eben Gesetz, Buchstabe bleibt Buchstabe, wenn auch dicker Schimmel darauf liegt. Also blieb der bedauernswerten Veronika nichts anderes übrig, als ihren Säugling auf den Arm zu nehmen und seufzend in die Schule zu gehen. Sie hat sich mit einem entsprechenden Antrag an die nächst höhere Instanz gewandt. Aber bis ihr Schreiben erledigt wird — und das geht erfahrungsgemäß nicht von heute auf morgen — muß sie noch die Schulbank drücken.

Das Schiff, das niemand haben will

Auf dem Trockendock des Hafens Cherbourg liegt das traurige Wrack der stolzen „Atlantique", die einst Millionäre und Fürsten über die Meere trug. Seit der Unglücksnacht im Januar, als das 45 000 Tonnen-Schiff durch einen geheimnisvollen Brand zerstört wurde, sind die Überreste von einem Hafen in den anderen geschleppt worden. Die „Atlantique" ist ein Schiff geworden, das niemand haben will. Die Südatlantische Kompagnie, in deren Besitz sich der Dampfer befindet, hat sich mit den französischen Schiffahrtsbehörden in Verbindung gesetzt, um ihn nach Cherbourg bringen zu lassen. Doch auch die Schiffahrtsbehörden möchten ihn gern wieder los werden. Mitte Juli wurde die „Atlantique" nach Cherbourg geschleppt und sollte dort nicht länger als 14 Tage liegen. Sie ist aber heute noch da. Inzwischen gehen die Streitigkeiten zwischen den maßgebenden Stellen der französischen Handelsmarine, der Südatlantischen Kompagnie und der Versicherungsgesellschaft hin und her und kommen zu keinem Abschluß. Man weiß nicht, wie man das Unglücksschiff los werden soll, das bestimmt ein würdigeres Ende verdient hat. Das Wrack der „Atlantique" verursacht der Hafenverwaltung von Cherbourg noch erhebliche Kosten, für seine Pflege wird täglich die hübsche Summe v n rund 1200 Mark ausgegeben.



Abgeblitzt.

Knebel war Mäcen und lud viele Künstler ein.

„Sind Sie nicht eifersüchtig?" fragte ein junger Schauspieler, „da Sie eine so schöne Frau haben?"

„Ich lade niemand ein", sagte der Hausherr, „in den sie sich verlieben könnte."

Durchschaut.

„Ellinor, meine Liebe zu Ihnen ist ein ewiges Licht."

„Sieh mal einer an, mit Ihnen soll man wohl im Dunkeln bleiben?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.